

W. F. H. Nicolaisen

Über Namen in der Literatur⁺

Bei meiner Beschäftigung mit Namen in der Literatur war ich als vor allem von sprachlichen Bezügen kommender Ortsnamenforscher in den ersten zwanzig Jahren meiner namenkundlichen Arbeit eigentlich keineswegs auf die großen Möglichkeiten gefaßt, die dem Namenforscher dort offen stehen. Das wurde erst anders, als vor etwas über zehn Jahren meine jetzige Tätigkeit mich in den Rahmen eines englischen Seminars einordnete, in dem Literatur und literarisches Denken als selbstverständlich zu Hause waren und vor allem die Lehre völlig beherrschten. Namenkundliche Belange standen dort durchaus abseits, ganz am Rande des Gesichtsfeldes sozusagen, und wurden deshalb weder verstanden noch wollten sie verstanden werden. Die Ergebnisse namenwissenschaftlicher Forschung und Veröffentlichungen schienen keinerlei Bezug zu dem zu haben, was der großen Mehrheit meiner Kollegen am Herzen lag und was ihnen infolge ihrer Ausbildung leicht von der Hand ging. Es war schwierig, miteinander zu sprechen und verlässliche intellektuelle Brücken zu schlagen. "Wie kann man sich nur sein einziges, unwiederholbares Leben lang mit einem so engbegrenzten Gebiet wie der Namenforschung beschäftigen? Wie ist es möglich, in über 200 Artikeln immer wieder Neues über Namen zu sagen? Ist es nicht genug, wenn wir wissen, was Namen bedeuten?" Ich weiß nicht, ob diejenigen, die die Möglichkeit haben, tagtäglich mit anderen Namenforschern zusammenzuarbeiten und dadurch Gelegenheit zum ständigen Gedankenaustausch auf ihrem Fachgebiet haben, sich die geistige Einsamkeit vorstellen können, die sich aus solchem Unverständnis oder Mißverständnis ergibt. Für mich jedenfalls war sie der Anstoß, etwas dagegen zu tun, und ich begann die erste Notbrücke zu bauen, die allerdings nach wenigen Jahren schon unter Denkmalschutz gestellt und durch weit aus solidere Strukturen ersetzt werden konnte.

Das soll nicht heißen, daß man literarische Onomastik nur betreiben sollte, um mit hauptsächlich literarisch interessierten Kollegen die gleiche Sprache zu sprechen oder, wie man sagt, aus der Not eine Tugend zu machen. Mir ist schon lange eine rein etymologische Beschäftigung mit Namen als zu eng und vor allem den Namen nicht gerecht werdend vorgekommen; denn letztlich hat die Etymologie wohl doch keine onomasti-

⁺ Geringfügig überarbeitete Fassung eines vom Autor am 28.3.1980 in Leipzig gehaltenen Vortrages.

sche, sondern eine lexikalische Ausrichtung, ist sie nicht darauf aus, den Namen als Namen zu erhellen, sondern ihn zu dem Wort zu reduzieren, das er möglicherweise einmal war. Für die Etymologie ist der Name letzten Endes ein Wort mit etwas ungewöhnlichen zusätzlichen Eigenschaften, und je älter ein Name ist und je weiter er in eine Vorzeit zurückreicht, für die es sonst nur wenige oder gar keine sprachlichen Belege gibt, desto besser. Das Hauptanliegen der Etymologie, d. h. die Rekonstruktion der ursprünglichen lexikalischen Form und Bedeutung, kann jedoch für eine Namenforschung, die etwas von sich hält, nur Nebenanliegen, nur Anfang oder Grundlage sein. Die Wortetymologie eines Namens kann durchaus als wertvolle Basis für andere, außeronomastische Bemühungen dienen, und auf dem nächsten internationalen Kongreß soll deshalb ja auch vor allem über "Ortsnamen und Personennamen als Belege für die Siedlungsgeschichte" gesprochen werden. Das bedeutet jedoch nicht, daß man als Folge etymologischer Untersuchungen den Namen besser als Namen versteht. Unser Verständnis muß onomastisch sein und unsere Arbeitsmethoden und Gedankengänge müssen so entwickelt werden, daß sie die verschiedenen Aspekte eines solchen onomastischen Verständnisses beleuchten. Dazu ist es einerseits wichtig, sich mehr mit Nameninhalten als mit Namenbedeutungen zu befassen, und sich andererseits über den Einzelnamen hinaus mit Namentypen, Namengruppen, Namenfeldern, Namenkonstellationen zu beschäftigen. Man kann wahrscheinlich ohne Übertreibung und ohne große Gefahr des Widerspruchs behaupten, daß Namen als Produkt der sprachlichen Geste des identifizierenden Benennens überhaupt nur im Zusammenhang mit anderen Namen sinnvoll sind. Identität existiert nur im Kontrast, im Konflikt und in der Spannung, und Namengebung muß u. a. solche kontrastierenden, isolierenden Identitäten schaffen, muß der verwirrenden Welt draußen eine Struktur geben, die es uns möglich macht, sie uns zu eigen zu machen und uns darin zu behaupten. Namen machen, im geographischen wie auch im gesellschaftlichen Sinn, aus der verwirrenden Vielfalt eine erkennbare, denkbare und uns bekannte Landschaft, eine Welt der Geborgenheit.

Falls man diese Voraussetzungen anerkennt, läßt sich die Namenforschung letzten Endes und in ihrem tiefsten Wesen als eine Wissenschaft deklarieren, die es auf die Erforschung der Landschaft der menschlichen Psyche abzielt und in solcher Absicht die einengenden Ketten sprengen kann, durch die sie an den Fels einer zu engen Wortforschung gefesselt ist. Das Studium eines unabhängigen, funktionalen Onomastikons gewinnt

auf diese Weise Ausmaße und Perspektiven, welche ihm versagt bleiben müßten, wenn es nur als integraler Bestandteil eines Lexikons angesehen würde.

Mir scheint es nun, daß der Namenbestand eines Romans, zum Beispiel, als in vieler Hinsicht und nicht nur durch den Einbanddeckel begrenztes Onomastikon, unmittelbare Möglichkeiten der Auswertung böte, welche in dem wesentlich diffuseren, der Kontrolle nur schwer zugänglichen Namenbestand der nichtliterarischen Welt - wenn ich die Welt, in der wir leben, einmal so bezeichnen darf - nur nach langer und mühseliger Vorarbeit, wenn überhaupt, verfügbar gemacht werden können. Meine Arbeiten zur literarischen Onomastik haben in den letzten Jahren aus diesem Grund immer wieder neue Fragen an die Struktur und Funktion des Nameninventars bestimmter literarischer Werke gestellt, besonders der großen Romane der bedeutendsten englischsprachigen Autoren des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts.¹⁾ Ehe ich darüber berichte, zunächst jedoch kurz noch von etwas Anderem, was vielleicht unmittelbarer Licht auf die Tatsache wirft, daß in der überzeugenden Erschaffung von erfundenen Wirklichkeiten der Prozeß, durch den Charaktere und Örtlichkeiten benannt werden, eine nicht zu übersehende Schlüsselrolle spielt, und daß in solchen Wirklichkeiten die besondere Rolle von Namen als Symbolen, als Metaphern, als sprachlichen Ikonen zentraler denn je ist. Erfolgreiche Namengebung ist deshalb ein wesentlicher Bestandteil literarischen Werkens, ist aber nicht immer durchsichtig, nicht immer profiliert genug, um bei der Interpretation Mißverständnisse zu vermeiden. Die Frage, was der Autor wirklich alles im Sinn hatte, als er einen gewissen Namen wählte und ihn unter andere Namen stellte, ist nicht leicht zu beantworten, oft selbst nicht durch Befragung des Autors, und schon ganz und gar nicht allein durch oberflächliche sprachlich-etymologische Erwägungen. Es gibt jedoch einige Ausnahmen in dieser Beziehung, die es uns möglich machen, den Autor als Namengeber zu erfassen, oder sozusagen einen Blick in die Werkstatt des homo faber als homo nominans zu werfen. Das ist in Erzählsituationen der Fall, in denen erfundene Charaktere aus irgendwelchen Gründen Personen und Örtlichkeiten Namen geben müssen und in solcher Lage stellvertretungsweise die Ideen und Prinzipien des Autors in Bezug auf die Art und Weise, wie seiner Meinung nach Namen entstehen, konkretisieren. Solche Situationen ergeben sich besonders häufig und nötigerweise in Erzählungen, die plötzlichen Schiffbruch und das darauf folgende Leben auf einer ein-

samen Insel zum Thema haben, also in den sogenannten Robinsonaden. Der eponyme Held solcher Geschichten, DEFOES "Robinson Crusoe", erweist sich dabei keinesfalls als besonders gutes Paradebeispiel, an dem wir uns gültig orientieren könnten. Robinson hat nämlich nicht nur in onomastischer, sondern auch in materieller und lexikalisch-semanticischer Hinsicht Schwierigkeiten, mit seiner neuen Umwelt fertig zu werden. Bevor das gescheiterte Schiff sinkt, bringt er auf vielen gefährlichen Bootsfahrten allerlei Wertvolles an Land, das er am Strand aufstapelt, dann aber in über einem Vierteljahrhundert auf der Insel nur zu einem Bruchteil benutzt. Ähnlich geht es ihm mit seinem Wortschatz, den er, durch seine Unfähigkeit, Bedeutungserweiterungen in die bewältigende Erfassung seiner neuen Umwelt konstruktiv einzuschalten, nicht genug präzisieren kann, um mit seinem Leben fertig zu werden. Ihm bleibt deshalb nichts Anderes übrig, als sich hinter einen von ihm selbst errichteten Schutzwall zurückzuziehen, der auch onomastisch zur Grenze wird, insofern der Rest der Insel unstrukturierte, immer bedrohliche und Mißtrauen erfordernde Wildnis bleibt. Außer dem nicht wiederholten Versuch, seiner Insel einen Namen zu geben - "Insel der Hoffnungslosigkeit" (Igland of Despair) - benennt er nur einmal etwas, und zwar einen Menschen, "Freitag" (Friday), und es ist typisch, daß sich durch seinen Benennungsakt seine Einsamkeit nicht verringert; denn gleichzeitig befiehlt er dem seinen Verfolgern gerade Entkommenen, ihn Master zu nennen ("I likewise taught him to say Master, and then let him know, that was to be my name"). Folglich leben nun zwei Einsame nebeneinander, beide unter falschem Namen, ihrer eigentlichen Identität beraubt.

Im Gegensatz zu dem onomastisch recht ungelenken, ja hilflosen Crusoe zeigt die schiffbrüchige Familie im "schweizerischen Robinson" eine erstaunliche Fertigkeit, durch Namengebung die gefahrenreiche Inselwildnis in eine lebenserhaltende, dassinsfreundliche Landschaft zu verwandeln. Als eine Art Familienrat beschließt sie an einem Sonntagnachmittag bald nach ihrer Ankunft, "[ihrer] Wohnung und den verschiedenen Gegenden dieses Landes, sobald sie [ihnen] bis jetzt bekannt geworden, ordentliche Namen zu geben". Durch fast ausnahmsloses Vertrauen auf allgemeine Beschreibungen und überbetonte Hinweise auf Vorkommnisse bei ihrem kurzem Aufenthalt kommen Namen wie Rettungsbucht, Zeltheim, Haininsel, Walfischinsel, Flamantsumpf, Falkenhorst, Schakalbach, Vorgebirge der betrogenen Hoffnung und die Warte zustande, welche dann auch gleich eifrig benutzt werden und das toponymische Grundgefüge der

neuen Landschaft bilden, sie zunächst gleichsam schaffen und dann später wiederholt bestätigen. Es sind fast alles zusammengesetzte Namen, deren Grundelemente - Bucht, Heim, Insel, Sumpf, Bach usw. - die allgemeinsten Begriffe des topographischen Sektors des Lexikons vertreten. Wie so oft in literarischen Werken kommt die Kategorie der Ereignisnamen reichlicher vor, als dies in der nichtliterarischen Welt der Fall ist, wo sie erst bei der sekundären volksetymologischen Erklärung von Namen eine gewichtige Rolle spielen, kaum aber bei deren Erschaffung.

Aus der großen Zahl der Robinsonaden - man denke nur an Jules VERNES "The Mysterious Island", an James Fenimore COOPERS "The Crater", an Captain MARRYATS "Masterman Ready" (Sigismund Rüstig), an William GOLDINGS "The Lord of the Flies", oder auch an Johann Gottfried SCHNABELS "Insel Felsenburg" - möchte ich nur noch ein drittes Beispiel kurz erwähnen, R.M. BALLANTYNEs "The Coral Island". Seine drei schiffbrüchigen Jungen sind auch Namengeber, sind aber sehr zurückhaltend in dieser Hinsicht, in dem sie nur sechs Örtlichkeiten benennen, von denen jedoch jede ein ungewöhnliches Ereignis aus ihrem Leben auf der Koralleninsel dramatisiert. Diese wenigen Namen mit ihrem erinnerungsreichen erlebten Bezug auf das Außerordentliche, das Seltsame, das Fantastische bei ihren unfreiwilligen Abenteuern zeichnen die persönliche Karte ihres Lebens und nicht etwas des Lebens irgendwelcher anderer Personen oder eine Karte von allgemeiner Gültigkeit oder Erlernbarkeit. Sie sind in dieser Hinsicht vergleichbar mit den Yurck-Indianern in Nordkalifornien, deren ganze Umwelt nur dadurch existent ist, daß menschliche Geschichte gewisse Örtlichkeiten benannt hat. Dies ist also keine freiwillige und absichtliche Einschränkung, sondern eine onomastische Gebärde, die eine bestimmte Weltsicht widerspiegelt, welche Landschaft und Leben gleichsetzt. Ortsnamen jeglicher Art sind in einer so gestalteten und so gesehenen Umwelt die Fußspuren menschlicher Geschichte, sind auch in die Außenwelt projizierte Symbole innerer Anliegen, sind Mitträger des Lebens und schaffen im wahrsten Sinne des Wortes "Lebensraum". Dort liegt auch ihre eigentliche Semantik und Etymologie, ihr ganzer Inhalt. Es gibt einfach keine anderen Namen aus solchem Blickwinkel, und R.M. BALLANTYNEs jugendliche Insulaner wissen darum aus einem sicheren Instinkt.

Was sie mit den anderen schiffbrüchigen Namengebern jedoch gemeinsam haben - in ihrem Fall ist das wohl besonders verzeihlich - ist die Unfähigkeit, nachträglich Namen zu schaffen, die zwar keine für den Na-

menbenutzer zugängliche Wortbedeutung haben, aber trotzdem als Namen ohne Schwierigkeiten voll funktionieren, wie das bei einer großen Zahl von Ortsnamen in unserer Welt außerhalb der Literatur der Fall ist. Man hat auch nie das Gefühl, daß es irgendwo auf dieser einsamen Insel noch andere Namen gibt, welche nur aus irgendwelchen Gründen nicht erwähnt worden sind. Das Onomastikon erschöpft sich mit dem Erwähnten, und das Verhältnis der erwähnten Namen zueinander ergibt die onomastische Struktur, ergibt ihr Spannungsfeld.

Das ist natürlich auch bei den meisten anderen von mir untersuchten literarischen Werken nicht anders, nur hat man dort meistens nicht wie bei den Robinsonaden das Gefühl einer brennenden Notwendigkeit, welche es unerfahrenen und unvorbereiteten Namengebern auferlegt, eiligst und strategisch zu benennen oder in der namenlosen Wildnis verwirrt unterzugehen. Thomas HARDYs Wessex, zum Beispiel, oder Anthony TROLLOPEs Bassetshire überzeugen, obwohl sie auf keiner Karte Englands zu finden sind, als geographische Einheiten nicht zuletzt durch ihre Topolexik, die sie einerseits gegen die nicht-literarische Welt abgrenzt, andererseits jedoch sie mit dieser verbindet. Man kann von Casterbridge oder von Barchester nach London reisen oder nach South Carolina. Die fiktive Wirklichkeit dieser Grafschaften ist so unanzweifelbar, daß Angela THIRKELL TROLLOPEs Bassetshire der Mitte des 19. Jh. in der Mitte des 20. Jh. gerade auch durch die Wiederbenutzung von Ortsnamen in einer langen Romankette wieder zum Leben erwecken, und daß William GOLDING in seinem Roman "The Pyramid" die Einwohner seines Städtchens Stilbourne ohne mit der Wimper zu zucken zur Chorprobe oder zum Bahnhof nach Barchester fahren lassen kann, wie zu anderen Zwecken nach Oxford. Es gibt da also eine Landkarte der literarischen Realität, die nicht weniger und nicht mehr fiktiv ist als die Karten der außer-literarischen Welt, manchmal sogar einen Wirklichkeitsgrad erreicht, der durch sprachliche Verdichtung und geistige Intensivität größer ist, oder doch größer zu sein scheint, als der der nicht so offensichtlich durchstrukturierten Welt, in der wir leben.

Problematisch werden diese beiden Karten nur, wenn man sie beide, die fiktive und die reale, übereinander zu legen versucht und z. B. die Behauptung aufstellt, daß Casterbridge mit Dorchester identisch sei, oder Barchester mit Salisbury, oder Middlemarch mit Coventry, oder Cranford mit Knutsford. Da werden nämlich dann Fragen nach dem Namen als Identitätszeichen und nach der Reichweite seines Inhalts laut, zu dem

sich Schriftsteller wie HARDY mit überzeugender Festigkeit geäußert haben. Die Vermutung, daß Christminster in seinem Roman "Jude the Obscure" Oxford sei, weist er mit Entschiedenheit zurück und behauptet mit Nachdruck, daß dieser Ort nur innerhalb des genannten Romans existiere; Christminster könne jede altmodische Universitätsstadt aus dem Jahrzehnt 1860-1870 sein. Mit feiner Ironie rückt er denjenigen zu Leibe, die überall Vorbilder für seine benannten Örtlichkeiten im nichtliterarischen England suchen. Im Vorwort zu einer Neuauflage seines Romans "The Woodlanders" schreibt er:

"Ich bin durch so viele Anfragen nach dem wahren Namen und der genauen Lage des Dörfchens Little Hintock, in welchem sich der größte Teil der Handlung in dieser Geschichte abspielt, geehrt worden, daß ich es für nötig halte, hier ein für allemal zu bekennen, daß ich selbst nicht genauer weiß, wo das Dörfchen ist, als es oben und auf den Seiten dieser Erzählung erklärt worden ist. Um Lesern einen Gefallen zu tun, habe ich einmal mit einem Freund eine mehrstündige Radtour gemacht in einem ernstlichen Versuch, die richtige Stelle zu entdecken; aber die Suche war vergebens, obwohl Touristen mir positiv versichern, daß sie die Stelle ohne Schwierigkeiten gefunden haben und daß sie in allen Einzelheiten der in diesem Band gegebenen Beschreibung entspricht."

Wie könnte man es besser sagen, daß der mit dem Phänomen der Identität eng verknüpfte Vorgang des Wiedererkennens hier falsch am Platz ist, weil die literarische Kartographie mit der des sogenannten "wirklichen" Lebens nicht deckungsgleich ist und deshalb auch keine onomastische Kongruenz zu erwarten ist. Toponymische Schlüsselromane gibt es nicht, und das Absurde einer gegenteiligen Annahme wird durch die Behauptung bloßgestellt, daß sowohl TROLLOPEs Barchester als auch HARDYs Melchester mit der englischen Domstadt Salisbury identisch seien; denn Barchester ist zweifellos nicht identisch mit Melchester. Dasselbe trifft jedoch auch auf Namen zu, die sehr wohl in einem englischen Atlas zu finden sind; denn TROLLOPEs Oxford ist auch nicht HARDYs Oxford, und TROLLOPEs London und HARDYs London sind nicht nur untereinander, sondern auch von DICKENS' London inhaltlich verschieden, so wie Ihr Leipzig und mein Leipzig sehr verschiedene Namensinhalte haben, vor allem was die Präzisierung und die Fülle dieses Inhalts betrifft. Unsere onomastischen Bedeutungen des Namens Leipzig überschneiden sich nur in einem schmalen Bereich, zum Glück jedoch genügend, um eine Verstän-

digung zu ermöglichen. In mancher Hinsicht sind deshalb Autoren besser beraten, ihre fiktiven geographischen Wirklichkeiten durch fiktive Ortsnamen bestätigend zu untermauern, weil sie über diese eine größere Inhaltskontrolle haben als über "wirkliche" Namen, an die der Leser möglicherweise Bilder, Assoziationen und Gedanken heranbringt, welche nicht nur den Bildern, Assoziationen und Gedanken des Autors nicht entsprechen, sondern sie sogar störend verzerren oder verdrängen. Auch in diesem Sinne also gibt es keine semantische Kongruenz der Namen, ein Faktum, das natürlich vor allem von ihrer zielgerichteten deiktischen denotativen Funktion herzuleiten ist, welche sie von der konnotativen Funktionsbreite oder -streuung der Worte so sehr unterscheidet. Namen, wie wir wissen, vereinzeln, schließen aus; Worte umfassen, schließen ein.

Innerhalb eines literarischen Werks ist es andererseits allerdings notwendig - wenn nicht besondere Effekte erzielt werden sollen - Identitäten zu wahren und deshalb auch u. a. onymische Deckungsgleichheit zu erreichen, nicht nur um den Leser, sondern auch um die Charaktere innerhalb des Werks, vor Verwirrung und Bestürzung zu behüten. Die Frage "Wie ist Ihr Name?" und der Grad der Bereitwilligkeit, sie zu beantworten, d. h. sich selbst einem Fremden preiszugeben, sind aus diesen Gründen wahrhaft existenziell und werden von vielen Autoren mit großer Sorgfalt und großer Sensibilität behandelt. Anonymität kann, wie das geschlossene Visier eines unbekanntes oder unerkanntes mittelalterlichen Ritters (wie z.B. in Sir Walter SCOTTs "Ivanhoe"), hier durchaus als Name fungieren, aber als ein Name, der inhaltlich dunkel und undurchsichtig bleibt und eher Hoffnung, Furcht, Abstand, Geschwätz, unter Umständen Barmherzigkeit hervorruft als achtungsvolles Vertrauen, eingefleischte Abneigung oder eine anderweitig transparente zwischenmenschliche Beziehung. Wir sind unsere Namen, und Anonymität darf in diesem Zusammenhang durchaus nicht als Namenlosigkeit verstanden werden, sondern vielleicht besser als eine Art Namensänderung, die nicht so sehr eine neue Identität schafft als vielmehr in eine onomastische Maskerade hinüberleitet, während deren Dauer Namen nicht als Aushängeschilder, sondern als zeitweilig gültige Masken und Illusionen fungieren. Letzten Endes muß man allerdings den richtigen Namen kennen, so daß man weiß, woran man ist und mit wem man es zu tun hat, und man seinen eigenen Namen, seine eigene Identität, zu dem anderen Namen, zu der anderen Identität in Beziehung setzen kann. Wie schon wiederholt betont,

sind Namen erst im Spannungsfeld von Identitäten in ihrem richtigen Element.

Wie sieht nun aber die Toponymie einer nichtliterarischen Landschaft aus, die nicht nur durch den einrahmenden Küstenstreifen einer kleinen Insel und die unfreiwillige Erfahrung von einsamen Schiffbrüchigen geprägt ist? Ich habe in dieser Hinsicht eine ganze Reihe von englischen Romanen befragt, von denen ich jedoch in diesem Rahmen nur zwei vorstellen möchte - George ELIOTS "Middlemarch" und Anne BRONTËs "Agnes Grey". In beiden Romanen, und das gilt auch für viele andere, gibt es keine Ortsnamen, die nicht irgendetwas mit den Handlungen, Erlebnissen und Vorfällen zu tun haben, in welche irgendetwelche Charaktere verwickelt sind. Es gibt also keine überzähligen Namen, keine Hintergrundtoponymie, keine Namengebung, die nicht direkt engagiert ist. In "Middlemarch" sind die Namen, die uns mitgeteilt werden, verständlicherweise in erster Linie aufgegeben, eine Topographie zu schaffen, einen geographischen Raum, ein Gefühl für Landschaft; z. B. fährt man mit einem Wagen die fünf Meilen nach Lowick von Tipton, wo Dorothea und Celia Brooke bisher bei ihrem Onkel gewohnt haben. Erstaunlicherweise ist dies jedoch nicht die Hauptfunktion der genannten Namen. Als Siedlungsnamen vermitteln sie vor allem den Eindruck von bewohnter Umwelt, von Heimat, von Raum, der für menschliche Bedürfnisse zugerichtet ist und der auch so benutzt wird. Solche Namen geben Menschen Stellenwert und deuten menschliche Konstellationen an. Sie haben offensichtlich keinen Inhalt, ohne gesellschaftliche und persönliche Verhältnisse zu symbolisieren. Die Fahrt von Tipton nach Lowick ist demnach viel mehr als Bewegung durch geographischen Raum, und die meßbaren fünf Meilen, die äußere Entfernung, die zurückgelegt wird, signalisiert eine viel wesentlichere innere Distanz, gar nicht so genau meßbar, einen Verlust der Unschuld, ein gezieltes und absichtliches Bewegen vom empfindsamen onkelhaften Schutz zu emotioneller ehelicher Wundtheit, welche nur oberflächlich durch gesellschaftlich annehmbare Höflichkeit abgeschirmt wird. Tipton ist der Ort, an dem Dorothea als Mr. Brooke's Nichte lebte - Lowick ist, wo sie nun als Mr. Casaubon's Frau wohnt. Die beiden Ortsnamen sind so eng mit menschlichem Geschick verflochten, daß sich wohl die Behauptung aufstellen ließe, daß sie ohne solche Verflechtung nicht existieren würden.

Mit anderen Namen steht es ebenso: Stone Court wäre inhaltlos, wenn es nicht die Wohnstätte zunächst des alten Peter Featherstone und da-

nach von Fred Vincy und Mary Garth wäre; Houndsley wird erwähnt, weil Fred Vincy dort um ein Pferd betrogen wird; man könnte sogar sagen, daß Houndsley geschaffen wird, damit Fred Vincy dort um ein Pferd betrogen werden kann; Frick taucht kurz auf, weil man dort gegen den Bau der Eisenbahn protestiert; Riverston, per Kutsche erreichbar, ist der Ort, an dem reiche Einwohner von Middlemarch teure Häuser bauen usw. Etwa ein Dutzend Namen liefern so dem Ort Middlemarch das, was man Umgebung nennen könnte oder literarische Weltbezogenheit. Sie tun dies mit einem Minimum von Aufwand, eigentlich nur andeutungsweise, aber mit soviel Überzeugungskraft, daß man hinter ihnen eine große Zahl anderer Namen vermutet und eine dicht besiedelte Kulturlandschaft. Mit Middlemarch selbst ist es nicht anders; der Name selbst wird am häufigsten als attributives Substantiv gebraucht im Zusammenhang mit den jungen Leuten, den Familien, den Ärzten, den Institutionen, dem Gewerbe, der Politik, der Sterblichkeit, den Waren von Middlemarch und vielen anderen Middlemarch zugeschriebenen Eigentümlichkeiten. Oft bedeutet dieser Sprachgebrauch nicht mehr als nur den Hinweis auf die besondere Ausprägung, welche Dinge, die auch anderswo vorkommen, in Middlemarch erhalten haben; manchmal deutet er jedoch besonders für Middlemarch gültige Ansichten, Geisteshaltungen und Gewohnheiten an, sowie das vermeintliche Vorhandensein einer homogenen Gesellschaft, die durch gewisse Prinzipien vereint wird, welche sich aus der Tatsache ergeben, daß dies Middlemarch ist und nicht irgendein anderer Ort.

Dieser Eindruck von Ortsidentität, von Lokalgeist, wird noch verstärkt durch den erstaunlich wirkungsvollen Gebrauch eines anderen Ortsnamens, Brassing, der zweifellos als Gegensatz zu Middlemarch gedacht ist und die Idee von "Nicht-Middlemarch" in sich verdichtet. Dieser Name findet einundzwanzigmal Erwähnung, ist jedoch in jedem Einzelfall so unaufdringlich und fast unsichtbar, daß man erst durch eine Liste der Zitate, in denen er vorkommt, auf ihn aufmerksam wird und seine Funktion zu begreifen beginnt. Ein Wahlredner kommt z. B. aus Brassing, ein Arzt begleitet einen Patienten nach Brassing, ein Bankkaufmann kommt aus Brassing zurück, man kauft Geschirr in einem Warenhaus in Brassing, der Herausgeber der Zeitung von Middlemarch möchte gern, daß sie bis Brassing gelesen wird; usw. usf. Niemand ist eigentlich jemals längere Zeit in Brassing. Einwohner von Middlemarch sind entweder auf dem Weg nach Brassing oder kommen von dort zurück. Briefe und Rechnungen kommen aus Brassing, Kutschen fahren nach Brassing, es werden

Gerüchte über Brassing verbreitet. Brassing scheint größer zu sein als Middlemarch und stärkeren politischen Einfluß zu haben. Es ist offensichtlich der "andere Ort", Nicht-Middlemarch par excellence, und darüber hinaus ein guter Kunstgriff, welcher der Autorin die Gelegenheit gibt, einen Arzt oder einen Bankkaufmann aus seinem Haus oder aus Middlemarch zu entfernen, wenn unliebsame Besucher erwartet werden oder ein heimlicher Plan ausgeheckt wird: "Er hatte in Brassing zu tun!" In struktureller Sicht ist Brassing das toponymische Gegengewicht von Middlemarch, macht durch seine strategische Opposition in gewissem Sinne Middlemarch erst möglich, leistet Hilfestellung bei der Präzisierung seiner Identität, und es täte gut, die Funktion des "Brassing-Faktors" auch einmal in anderen Romanen zu untersuchen.

Wenn wir also eine Namenskarte der literarischen Landschaft von "Middlemarch" zeichnen wollten, müßten wir darauf fünfzehn Namen innerhalb der Stadt und fünfzehn Namen außerhalb der Stadt in einem Umkreis von etwa 10-15 Meilen eintragen, alle innerhalb der Grenzen einer Grafschaft, die Loamshire heißt. Über die Grafschaftsgrenze hinaus gäbe es noch sporadisch englische Ortsnamen wie Doncaster, Hereford, London, Exeter, Leeds, Manchester, Finsbury, Highbury, Cheltenham und Yorkshire, und außerhalb Englands Edinburgh, Lausanne, Freiberg, Rome, Paris, sowie Norfolk Island und Botany Bay. Man darf eine solche Karte wohl kaum als weltoffen bezeichnen. Jedenfalls beschreibt sie, da kein einziger Naturname vorkommt, deutlich und fast ausschließlich eine kulturelle und gesellschaftliche, und nicht eine geographische Landschaft, kommentiert Ereignisse, hält menschliches Gebaren und menschliche Beziehungen fest.

Ist die toponymische Ausbeute in einem so umfangreichen Roman wie George ELIOTS "Middlemarch" erstaunlich gering, so müssen wir uns in Werken wie Anne BRONTËS "Agnes Grey" mit noch viel weniger zufrieden geben. Man hat hier das Gefühl, daß Namen - und es gibt nur vier volle Namen! - vor allem als Mummenschanz verwendet werden, welcher Identifizierung schwierig oder unmöglich machen soll. Wir haben Wellwood House, wo Agnes als Gesellschafterin der Bloomfieldkinder eine recht unglückliche Zeit verbringt; Horton Lodge, wo sie bei den Murrays etwas besser aufgehoben ist; Ashby Park, wo Rosalie Murray nach ihrer Heirat mit Sir Thomas Ashby ihren Wohnsitz nimmt; und Moss-lane in der Nähe von Horton, wo heimliche Zusammenkünfte stattfinden, wo intrigiert wird und Hoffnungen geboren werden. Onomastische Verkleidung ist

jedoch noch wirkungsvoller und quälender, wenn Namen nur aus Anfangsbuchstaben bestehen, besonders wenn auch dieser Buchstabe falsch ist. Es gibt z. B. O- "eine große Stadt, aber kein Fabrikationszentrum" in der Nähe von Horton. A- ist andererseits ein modischer Badeort, wo Agnes's Mutter nach dem Tode ihres Mannes eine Schule eröffnet, während das Dorf F- zwei Meilen von A- entfernt liegt. Die wenigen Anhaltspunkte, die wir über diese Namen bekommen, erlauben keinerlei Identifikation, und die Maskerade der Initialen ist nie in Frage gestellt. Darüberhinaus gibt es zumindest einen Namen, der als Gedankenstrich auf der Textseite erscheint, aber in der gesprochenen Form natürlich unhörbar ist. Was könnte obskurer sein, ohne in Namenlosigkeit auszuarten! Sowohl Akronyme als auch Anonyme sind natürlich etymologisch überhaupt nicht zu erfassen, aber ihr Nameninhalt kann paradoxerweise recht ausgedehnt und reichhaltig sein. Sonst gibt es nur noch Rom und Port Nelson in Neuseeland, und die Welt von "Agnes Grey", wie sie durch den Ortsnamenbestand des Romans dargestellt wird, scheint im Ganzen gesehen eine Welt zu sein, zu der man ungewöhnlicherweise onomastisch kaum einen Zugang hat und in der das Aufgesparte von erstaunlicher Wichtigkeit ist. Sie ist eine heimliche, keine heimelige Welt.

Ohne eine solche Ausnahme als belanglos beiseite zu schieben, wie könnte man nun die Toponymie einer literarischen Landschaft zusammenfassend beschreiben, jedenfalls so, wie sie im englischen Provinzroman des 19. Jh. gekennzeichnet ist? Es ist eine Nomenklatur - worunter ich ein strukturiertes Nameninventar verstehe, kein Namendickicht, sondern einen Namengarten, einen Namenpark - die protokolliert und lokalisiert, die auf die Umwelt auf typisch menschliche Weise reagiert, in dem sie eine 'Wildnis' zur Wohnung macht durch menschliches Erleben. Sie ist nie, nicht einmal bei HARDY, bloße Hintergrundsymbolik, sie ist dazu bestimmt, Atmosphäre zu schaffen. Ihre Bindungen zu Handlung, Thema und Charakteren sind oft stärker als zur geographischen Landschaft. Sie erhellt gesellschaftliche und einzelmenschliche Beziehungen und erzeugt inneren Raum durch die veräußerte Anordnung von benannten Örtlichkeiten. Sie schafft Konflikte und Vergleiche, Gegensätze und Parallelen, wohlgefügte Zusammenhänge und erkennbare 'onomastische Masierung'. Vor allem aber erlaubt sie ihren Schöpfer-Autoren, sie ikonisch zu benutzen und sie mit ihren eigenen Inhalten zu füllen und dabei großzügig oder geizig zu sein in der Bereitstellung von Erkenntnismöglichkeiten, von semantischer Transparenz, von Erkennbarkeit.

Im literarischen Kunstwerk werden Namen so zu einem 'Text innerhalb des Textes', zu einem deutlichen und deutbaren, bedeutenden und bedeutensamen Gefüge, das den eigentlichen Text sowohl trägt als auch von innen erleuchtet. Es ist mir wichtig, hier noch einmal zu betonen, daß es mir völlig fern liegt, die Rolle, welche die Etymologie in diesem Prozeß spielt, zu negieren oder zu schmälern; ich halte sie für so grundlegend, daß ich sie als gegeben, als unausweichlich annehme. Mein Argument geht nur dahin, daß es bei der Beschreibung und Erforschung dieser Rolle nicht bleiben darf, wenn wir eine Nomenklatur onomastisch und nicht nur lexikalisch verstehen wollen. Richtig verstanden aber hat die literarische Onomastik Schlüssel in der Hand, welche bisher unerkannte und unbenutzte Möglichkeiten eröffnen, einem Künstler in die Werkstatt zu schauen, seinem Werk den inneren Puls abzuhorchen und die Struktur dieses Werks offen zu legen wie nie zuvor. Homo nominans, mit hilfreicher Unterstützung von homo cogitans, homo faber und homo ludens, beginnt, sich selbst zu verstehen.

Anmerkung:

- 1) Diesen Ausführungen liegen meine folgenden Arbeiten zugrunde, auf die ich nicht im Einzelnen verweise, da sich meine Gedanken darin oft überschneiden: The Place Names of Wessex, in: Literary Onomastics Studies 2 (1975) 58-82; The Place Names of Barsetshire, in: Literary Onomastics Studies 3 (1976) 1-21; Desert Island Onomastics, in: Literary Onomastics Studies 5 (1978) 110-151; Recognition and Identity: Place Names as Keys and Disguises in the Regional Novel, in: Onomastica 53 (June 1978) 1-9; The Toponymy of Literary Landscapes, in: Literary Onomastics Studies 6 (1979) 75-104; Literary Names as Text: Personal Names in Sir Walter Scott's Waverley, in: Nomina 3 (1979) 29-39.

Pavel Trost

Zwei Paradoxien des Eigennamens

1. Eigenname und Deskription

In den Handbüchern der Logik wird gewöhnlich der Gegensatz von Eigenname und Deskription an diesem Beispiel aufgezeigt: Eigenname ist Walter Scott, Deskription ist Autor des Waverley. Beide Ausdrücke, so erklärt man, bezeichnen dieselbe Person, aber der erste Ausdruck bezeichnet sie, ohne eine sachliche Aussage über sie zu machen, während der zweite Ausdruck sie kennzeichnet, d. h. etwas Belangvolles über die Person aussagt. Man könnte freilich einwenden, daß jeder Personennamenname